



Die Anmerkungen zum Verhältnis zwischen kirchlichem und kommunalem Kulturverständnis stammen vom Direktor des Sankt Michaelsbundes, Dr. Erich Jooß. Erstpubliziert wurde der Beitrag in den "Politischen Studien" der Hanns-Seidel-Stiftung e.V., Nr. 310 vom März/April 1990.

Katholische Kirche und kommunale Kulturpolitik

Kommunale Kulturpolitik muß auch die kirchlichen Positionen und die kirchlichen Angebote vor Ort wahrnehmen und unterstützen. Sie darf sich dabei nicht durch Vorurteile leiten lassen. Das Verständnis von Kultur hat sich in der katholischen Kirche – ausgelöst vor allem mit dem II. Vatikanum – stark verändert und ist gegenüber früher sehr viel offener geworden. Kommunale Kulturpolitiker sollten dies bei der Beurteilung kirchlich-kultureller Anliegen berücksichtigen.

Die Pastorale Konstitution über die Kirche in der Welt von heute "Gaudium et spes", die ein Herzstück des II. Vatikanums ist, reflektiert eingehend die Dynamik der kulturellen Entwicklung und die Expansion kultureller Angebote. Wenn in der Konstitution von der wachsenden Teilhabe der Menschen an der Kultur und den wachsenden kulturellen Ansprüchen die Rede ist, so deckt sich dies sicherlich mit Beobachtungen auf kommunalpolitischer Ebene. Die Konstitution kommt darüber hinaus zu der grundsätzlichen Anerkennung der Eigengesetzlichkeit der Kultur und ihres Freiheitsraumes, allerdings in den Grenzen des Gemeinwohls und unter Wahrung des Rechts der Person.

Wichtig ist auch die Forderung, daß die Kultur nicht ihrem Zweck entfremdet und politischen oder wirtschaftlichen Mächten ausgeliefert werden dürfe. Es sei, so haben die Konzilsväter dekretiert, dafür Sorge zu tragen, daß die Kulturgüter in ausreichendem Maße allen zugänglich sind. Das vom Zweiten Vatikanischen Konzil eingeforderte "Recht auf Kultur" gehört, wie die vorher beschriebenen Positionen, auch zu den unumstrittenen Postulaten zeitgenössischer Kulturpolitik in den Kommunen. Es gibt also durchaus gemeinsame Grundüberzeugungen, die für einen Dialog zwischen Kommune und katholischer Kirche fruchtbar gemacht werden können.

In unserem Zusammenhang besonders wichtig ist die Ansprache von Papst Johannes Paul II., die vor den Künstlern und Publizisten am 19. November 1980 im Münchner Herkulessaal gehalten wurde. Der Papst hat in dieser Ansprache die Partnerschaft von Kirche und Kunst zum Thema gemacht. Er stellte die Freiheit der Kunst "von den Zwängen des Nutzens, der Leistung um jeden Preis, des Effekts, der Verplanung und Funktionalisierung" heraus. Interesse der Kirche ist es, daß genau diese Freiheit im Bewußtsein der Menschen verankert bleibt und nicht ökonomischen Zwängen geopfert wird. Papst Johannes Paul II. sieht eine wesentliche Aufgabe der Kunst auch darin, Ängste und Verwirrungen beim Namen zu nennen und das Bestehende zu hinterfragen. Die Darstellung des Negativen und Bösen wird nicht von vorneherein abgelehnt, sondern erhält einen christlichen Stellenwert: denn ohne die Realität des Bösen ist letztlich "die Realität des Guten, der Erlösung, der Gnade, des Heiles nicht zu ermessen". Leider sind diese

dialogfähigen Aussagen über Kunst und Kultur bisher nicht hinreichend bekannt – statt dessen werden immer wieder in polemischer Absicht vorkonziliare Stellungnahmen ausgegraben und gegen die katholische Kirche politisch verwendet.

Vielleicht haben Irritationen im Verhältnis zwischen Kirche und Kommune (kommunaler Kulturpolitik) auch damit zu tun, daß sich die Situation der christlichen Kirchen in unserer Gesellschaft rigoros verändert hat und weiter verändert. Vor wenigen Jahrzehnten waren die Menschen noch fest integriert in den kirchlichen Jahres- und Lebenslauf, von der Taufe bis zur letzten Ölung, von Weihnachten bis Ostern und Pfingsten. Das religiöse Brauchtum gab Halt im Leben, es strukturierte das Dasein. Auch die gesellschaftlichen und moralischen Normen waren wesentlich von den Kirchen mitbestimmt. Heutzutage wird der christliche Glaube nicht mehr durch eine Generation an die nächste weitergegeben; er muß von jeder Generation neu erworben werden. Christliche Überzeugungen und Einstellungen sind an den Rand der Gesellschaft gedrängt. Der Alltag ist säkularisiert, man kann sogar behaupten: aus der Sicht vieler Menschen gehören die Kirche und der christliche Glaube nicht mehr zum Leben – alles was mit ihnen zusammenhängt, verfällt der Tabuisierung. Fazit: Es gibt immer weniger die konventionelle Kirchenzugehörigkeit früherer Zeiten. Von den Gläubigen wird statt dessen ein persönliches Zeugnis verlangt – die bewußt gefällte Entscheidung, aktiv am kirchlichen Leben teilzunehmen und den eigenen Glauben zu bekennen. Was sich als eine Krise beschreiben läßt, ist auch eine Chance für die Kirche in der Gesellschaft. Das dem einzelnen abgeforderte Bekenntnis verbindet sich in der Regel mit einem stärkeren Engagement. So wächst die Bereitschaft der Gläubigen, sich in der Kirche und für die Kirche zu engagieren. Kirche kann dadurch – vielleicht mehr noch als vor einigen Jahrzehnten – zum "Sauerteig" in der Gesellschaft werden (siehe DDR). Deshalb muß die Abnahme der Zahl der Gläubigen (der Kirchensteuerzahler) nicht unbedingt gleichbedeutend sein mit einem Rückgang des politischen, sozialen und kulturellen Einflusses der Kirche. Gerade im sozialen Bereich hat die katholische Kirche (die evangelische Kirche) ihre Position in der letzten Zeit eher noch verstärkt, und auch in einzelnen kulturellen Bereichen – beispielsweise in der Erwachsenenbildung oder im Büchereiwesen – sind deutliche Zunahmen der statistisch erfaßbaren Ergebnisse zu verzeichnen. Allerdings mag hier auch die Tendenz unserer Gesellschaft eine Rolle spielen, vermehrt Dienstleistungen abzurufen – die Kirchen werden als "Dienstleistungsunternehmen" verstanden, auch wenn sie in dieser Funktion der gesellschaftlichen Dienstleistung auf keinen Fall aufgehen dürfen.

Die für demokratische Gesellschaftssysteme kennzeichnende Pluralität der Meinungen ist zur eigentlichen Herausforderung der katholischen Kirche geworden. Immer wieder wird von ihr die Einlösung des gesamten Spektrums der Pluralität verlangt. Das aber wäre gleichbedeutend mit der Selbstaufgabe einer Kirche, die ihre eigene Offenheit verwechseln würde mit Konturlosigkeit. Für die katholische Kirche muß grundsätzlich das gleiche Recht wie für alle anderen gesellschaftlichen Gruppierungen und Institutionen gelten: daß sie nämlich ihre Interessen formulieren und ihren Wertevorstellungen Gehör verschaffen kann. Innerhalb der Kirche wird um der notwendigen Identität willen nur ein eingeschränktes Meinungsspektrum zulässig sein, wobei es von der Stärke der jeweils mittleren Positionen abhängig ist, in welcher Form sich Extreme aushalten lassen. Freilich darf die begrenzte Pluralität auch nicht zum Gegenteil der Konturlosigkeit, nämlich zu einer Mentalität der Abschottung und damit zu einer sektiererischen Verkümmern führen. Die Formulierung eigenständiger kirchlicher Positionen kann nur gelingen in der Wahrnehmung des anderen und der Auseinandersetzung mit ihm.

Ziel jeder vernünftigen kommunalen Kulturpolitik muß es sein, die Pluralität der Angebote sicherzustellen und eine Vielzahl von Binnenkulturen zu ermöglichen. Wenn wirklich "alles und jedes gilt" (was noch sehr kritisch zu reflektieren wäre), müssen auch die kirchlichen Angebote ernstgenommen und entsprechend gefördert werden. Denn diese Angebote tragen wesentlich dazu bei, daß Pluralität entsteht. Das Verschweigen solcher Angebote, die Verbannung in den Bereich des Privaten, ist ein Ärgernis, weil dadurch der Anspruch der Pluralität ad absurdum geführt wird. Wenn Kommunen freie Angebote fördern und nicht in die Hypertrophie der Selbstförderung (Unterstützung nur eigener Einrichtungen) verfallen wollen, können sie an den kirchlichen Institutionen und Aktivitäten wohl kaum vorübergehen. Es ist ja auch ein weit verbreiteter Irrtum, daß Pluralität schon dann garantiert wird, wenn die Kommune etwas selbst macht. "Weltanschaulich neutrale" Kultur gibt es nicht – oder nur in der Form merkantiler Massenware.

Abschließend wäre auch zu fragen, welches Selbstverständnis denn die kulturellen Angebote der katholischen Kirche prägen sollte. Dieses Selbstverständnis hängt wesentlich, so meine ich, vom christlichen Menschenbild ab, das die Endlichkeit des Menschen, seine Begrenztheit und Sterblichkeit in den Vordergrund stellt. Krankheit, Behinderung, Unglück, Tod – alles tabuisierte Situationen des zeitgenössischen Lebens – sind für das Christentum existentielle Glaubensherausforderungen. Aus der Sicht des Christentums ist der Mensch auf Ergänzung angelegt, auf Hilfe angewiesen – ein erlösungsbedürftiger Mensch, mächtig und ohnmächtig zugleich. Daraus folgen die Sinnfähigkeit des Menschen und seine Hoffnungsfähigkeit. Daß Leben ein Geschenk ist – diese Erfahrung dürfte wohl die ursprünglichste kulturelle Botschaft des Christentums sein.

Was hier nur sehr cursorisch beschrieben werden kann, hat seine Auswirkungen auf die kulturelle Teilhabe und das kulturelle Engagement der katholischen Kirche. Ex negativo läßt sich aus dem christlichen Menschenbild ableiten, wogegen sich die Kirche wehren (und womit sie sich auseinandersetzen) muß, wenn sie kulturell tätig ist,

- gegen den Verlust der Ehrfurcht im Umgang mit dem Religiösen und gegen den Verlust des Staunens, das eine Vorbedingung für alles Religiöse ist;
- gegen Unversöhnlichkeit, Intoleranz und Gewalttätigkeit;
- gegen die Herabwürdigung des Menschen zur Sache (Problem Pornographie);
- gegen die Beliebigkeit und Austauschbarkeit kultureller Leistungen.

Die Kirche muß alternative Standpunkte beziehen,

- wenn es darum geht, sich nur in der Welt zurechtzufinden, und nicht auch darum, sich vor Gott zurechtzufinden;
- wenn das Schöne (eine wichtige Sinnerfahrung) veräußerlicht und zum reinen Genuß des Schönen entleert wird;
- wenn beispielsweise Brauchtum zum Ritual degradiert wird, zur touristischen Kulisse;
- wenn den Bildern und Symbolen ihre Tiefe genommen wird, ihr Geheimnis und sie nur noch (siehe Weihnachten oder Ostern) kommerzieller Vermarktung dienen.